Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 9

Artikel: Der Marktgang [Schluss]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634287

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 9 — 1915 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 27. Februar

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Frühlingsglaube.

Von Gottfried Keller.

Es wandert eine schöne Sage
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie sehnend eine Liebesklage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die einst hienieden,
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zum Einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Der Marktgang.

Eine Jugenderinnerung von Alfred Huggenberger. 3 (Schluß)

Der Züngler faßte nun meinen Vater leicht am Rockärmel und zog ihn ins Marktgedränge hinein, wobei er eifrig und mit viel Ausdauer auf ihn einredete: „Guter Freund, Ihr müßt nicht ewa glauben, es sei mir um ein Fränklein Trinkgeld zu tun: ich will Euch bloß den Stier zeigen, den Ihr heute **kauft**. Das heißt, Ihr kauft ihn, wenn er Euch gefällt, im andern Fall laßt Ihr ihn eben stehen und ein anderer nimmt den Profit. Aber ich hab' Euch auf den ersten Blick angesehen, Euch braucht man nicht mit dem Holzschlägel zu winken. Ihr seid noch einer von den wenigen, die heutzutag etwas vom Vieh verstehen. Wozu um teures Geld ein herausgefüttertes Tier an die Krippe tun? Viel gescheiter, man kauft ein Gestell und hängt ihm das Fleisch selber an! Da braucht dann einer nicht sein halbes Vermögen aufs Spiel zu setzen. Apropos, schon daß Ihr den Buben da mit zu Markt nehmt, beweist mir, daß Ihr den Verstand nicht in der Oeltrotte gekauft habt. Heutzutag, wo der Ehrlichste nur noch dreißig für hundert gibt, darf man die Nachkommenschaft nicht in einer Zigarrenschachtel aufziehen. Uebrigens kein unrichtiger Schlag", ergänzte er sich mit einem wohlwollenden Blick auf meine Wenigkeit, dem ein geheimnisvolles Augenzwinkern folgte. „In ein paar Jährchen dürft Ihr den allein zu Markt schicken; sagt nur, ich habe das gesagt."

Obschon ich die plumpe Schmeichelei nicht für voll nahm, stieg jetzt unversehens etwas wie eine Ahnung in mir auf, ich könnte ganz wohl dazu berufen sein, vermöge meines angeborenen Scharfsinns an diesem wichtigen Tag eine wichtige Rolle zu spielen. Ich ermangelte nicht, mich ein wenig aufzuwerfen und mir das Ansehen eines Kenners zu geben, als der Züngler jetzt hinter einem Paar Ochsen, die ein baumlanger, dürrer Händler feil hielt, Halt machte und sich sogleich anschickte, das geringere der beiden Tiere in Lobeserhebungen wie in eine Wolke einzuhüllen. Er entwickelte in diesem Bestreben eine solche virtuose Fertigkeit, daß es kaum zwei Minuten dauerte, bis ich in der magern, säbelbeinigen Kreatur, die alle sieben unfruchtbaren Jahre durchgemacht zu haben schien, das einzige, wirklich beachtenswerte Tier auf dem ganzen Markte vor **mir zu** sehen glaubte. Ich wartete mit einem gewissen Bangen auf den Augenblick, wo der Vater den sich vollständig gleichgültig stellenden Händler um den Preis fragen würde. Denn auf den Preis konnte es nun doch einzig und allein noch ankommen.

Es bedeutete keine geringe Ueberraschung für mich, als der Vater dem eifrigen Zuredner jetzt mit trockenen Worten erklärte, er sei da allweg an den läßen geraten, so einen Stier würde er nicht einmal heimführen, wenn er ihn geschenkt bekäme und noch einen Napoleon bar Geld dazu. Derjenige, der das Tier so herabgeschunden habe, dürfe sich nun auch selber vor der ganzen Welt damit schämen.

Der Züngler wetzte sein Zungenwerk eifriger an den Lippenrändern. Etwas beleidigt bemerkte er, er habe nun

wirklich gemeint, auch so ungefähr eine Ahnung davon zu haben, was ein Profitkauf sei und was nicht. Noch einmal zählte er in unendlicher Reihenfolge sämtliche Tugenden und Vorzüge auf, die ein Faselochse überhaupt haben konnte, und versäumte nicht, dem vor uns stehenden Wundertier sämtliche ohne Ausnahme auf den Hals zu dichten. Man solle ihm zum Beispiel einmal sagen, wie viel man nur das allein rechnen könne, wenn ein Schaffstier fromm sei und die Bremsen gern habe? Er erzählte in einem Atemzuge wohl zehn Fälle auf, wo ein Bauer beim Heuladen verunglückt, weil das Vieh des Ungeziefers wegen durchgebrannt sei. Gewöhnlich betraf das Unheil dazu einen Vater mit sieben oder acht Kindern, darunter tat es der Züngler nicht. Er suchte auch möglichst augenfällig darzutun, wie ein Ochse, der aus einem schlechten Stall in einen guten komme, notwendig von heute auf morgen aufgehen müsse wie eine Rose. „Ja, wenn's nicht zu spät ist und er den Knupf schon gemacht hat", wandte ein neben uns stehender Bauer halblaut ein. Mein Vater aber winkte mir verstohlen zu und wir machten uns unvermerkt aus dem Wirkungskreise des Zungenwetzers fort, der inzwischen durch seinen aufdringlichen Vortrag eine ganze Reihe von Marktgängern angelockt hatte. „Roß oder Frau — zuviel rühmen macht flau!" sagte mein Vater. „Es ist da gern ein Teufelchen dabei, auch wenn es die Hörner nicht gleich herausstreckt. Und wo der Züngler sein Maul dreinhängt, da ist so wie so nicht alles glaslauter. Wenn der einen Lug zweimal gesagt hat, so glaubt er ihn selber."

Wir schlenderten nun gemächlich hin und her und sahen da und dort bei einem Handel zu. Mit wachsender Unruhe und Besorgnis glaubte ich die Wahrnehmung zu machen, daß es dem Vater gar nicht so recht daran gelegen sei. Er fragte wohl hier und da nach einem Preis, machte auch etwa ein bescheidenes Angebot, aber es ging alles bloß so nebenhin; ich meinte immer, man müßte sich ganz anders ins Zeug legen. Als ich meinen Bedenken Ausdruck gab, meinte der Vater mit der größten Gelassenheit: „Das kommt dann bei mir schon von selber, wenn's Zeit ist; aber man bleibt halt doch am besten bei seinem alten Glauben. Entweder es ist für uns ein Schick da auf dem Platz, oder es ist keiner da. Das Springen und Hasten tut's nicht, der Schick muß einem sozusagen in die Hände laufen."

Dieses Ereignis schien jetzt unversehens eingetreten zu sein. Ein rotbraunes Oechslein mit starker Bläße und abwärts gewachsenen Hörnern stach meinem Vater auf den ersten Blick in die Augen. „Ich glaube, da beißen wir an", sagte er leise zu mir. „Mit einem Litzhorn bin ich noch nie schlecht gefahren."

Es dauerte nicht lange, so war er mit dem Verkäufer des Tieres, einem wortkargen badischen Bäuerlein, das aus einer schweren Hängepfeife Stinktabak rauchte, bis auf einen Napoleon um den Preis einig. „Wir lassen das Stierlein nicht fahren", flüsterte er mir verstohlen zu. „Schon dem breiten Freßmaul zulieb und weil es mit unserm Bläß zusammen ein Paar gibt, wie gemalt." Im gleichen Augenblick stellte er sich zu meiner Verwunderung, als ob er gar nichts mehr wissen wollte. Er machte Miene weiter zu gehen und meinte nur noch so über die Achsel hin: „Für ein Stierli, das mit Not sieben Zoll mehr als fünf Schuh im Gurt hat, wären einundzwanzig und ein halber Napolion allweg mehr als genug gewesen."

Da klang es plötzlich hinter uns wie eine Stimme aus der Wüste: „Wenn Ihr lügen wollt, so lügt doch wenigstens noch wie's da herum der Brauch ist! Wenn dieser Stier ein Haar breit weniger mißt als sechs Schuh, will ich mich ungespitzt in den Boden hineinschlagen lassen."

Es war der Züngler, der unberufen seinen Senf zu unserm Handel geben zu müssen glaubte. Mein Vater sah sich mit einem nicht besonders freundlichem Blicke nach ihm um. Hierauf nahm er kurzerhand das Meßkettchen aus der Tasche und schickte sich an, den mit behaglicher Gleichgültigkeit wiederkäuenden Ochsen noch einmal unters Maß zu nehmen. „Wenn er sechs Schuh mißt, so zahl ich die Zweiundzwanzig auf den Rappen heraus und dem Züngler noch einen Franken Trinkgeld dazu!" sagte er und tat so großartig, als ob er ohne Not noch zwei, drei solcher Stierlein auszahlen könnte. Der Zungenwetzer bot ihm dienstfertig das Kettchen hinter den Vorderbeinen des Tieres durch und züngelte lebhaft dabei.

Wir mußten uns beim **ersten Messen wirklich getäuscht** haben, die Meßkette gab dem Züngler auch bei einer nochmals wiederholten Probe recht.

Mein Vater war plötzlich sehr mißlaunig geworden. „Also, zweiundzwanzig hab ich gesagt", bestätigte er kurzangebunden. „Aber nun ja oder nein! Ich handle sonst lieber, ohne daß ein Jagdhund dabei ist." Der Bauer mit der Pfeife besann sich nur einen Augenblick, dann hielt er dem Vater gemächlich seine rissige Hand hin. „Nanu, so wär' es denn."

Damit war der Rotspiegel endgültig in unserm Besitz. Ich wunderte mich billig, wie schnell alles gegangen und wie wenig es im Grunde auf mich angekommen war. Ohne daß ich recht wußte, was ich für ein Gesicht dazu machen sollte, hatte ich den schmutzigen, vielfach verknoteten Strick in den Händen und konnte zusehen, wie mein Vater dem verschmitzt lächelnden Züngler ein glänzendes Frankenstück in die Hand drückte und darauf mit unserm Bauern abseits ging, um auf einem neben dem Marktplatz hinlaufenden Gartenmäuerchen die vier Fünflibertürmchen von heute morgen wieder aufzubauen, die dann der andere samt der schönen Banknote gemächlich an sich nahm.

Nachher banden wir unsern Ochsen, wie das üblich ist, zu den übrigen verkauften Tieren an die Stange. Der Vater musterte und schätzte noch einmal mit Muße nach. Er war sichtlich mit dem Kauf zufrieden, konnte es aber nicht unterlassen, doch noch einmal die Meßkette um das Tier zu schlagen. „Jetzt bekomm' ich wieder drei Zoll weniger", sagte er und tat sehr verwundert. Ein vorbeigehender Bauer meinte lachend, ob etwa der Züngler beim Handel gewesen sei? Wenn der halt seine zwei Hände mit unter der Schnur habe, sei ein Stierli immer ein paar Zoll dicker als sonst . .

Mein Vater sagte nicht viel dazu. Er tätschelte unserem Ochsen, den er bereits endgültig „Spiegel" getauft hatte, den Hals und zeigte mir, wie lose und beweglich ihm die Haut auf den Rippen liege. „Da geht noch viel hinein", sagte er, „und die zehn Franken, die der Spiegel zuviel gekostet hat, kannst du ihm mit Striegel und Bürste anhängen. Eineweg wird es dir auch nicht am Fortkommen

schaden, wenn du dir merkst, daß es auf der Welt noch mehr Züngler gibt, nicht nur diesen einen."

Er schlug mir nun vor, ich könnte, bis die ganze Gesellschaft zur Heimreise bereit sei, die paar hundert Schritte durchs Städtchen hinab auf die Rheinbrücke gehen und mir das große Wasser ansehen, was ich mir nicht zweimal sagen ließ. Ich schlenderte unter dem stolzen Torbogen durch, blickte an die hohen Häuser hinauf mit den alten Giebeln und wunderlichen Erkern und ärgerte mich daneben weidlich darüber, daß uns der Züngler über den Löffel barbiert hatte. Gewiß, ich hätte ihm auf die Finger sehen und ihn vor allen Leuten entlarven müssen. Allzuviel hatte ich nun wirklich auf dem Markte nicht genützt . . . .

Ich konnte den Aerger über mich selber erst los werden, als ich auf der gedeckten Rheinbrücke stand und durch die mittlere der bogenförmigen Wandluken stromaufwärts sah, während ich unter mir den gewaltigen Zug der drängenden Wasser fühlte. Der Anblick des breiten Stromes erfüllte mich mit nie gekannten Schauern. Ich hätte eine ganze Stunde, einen halben Tag lang auf der Brücke stehen und über die Balkenbrüstung hinweg in die geheimnisvolle, ziehende Tiefe hinabsehen mögen. — —

Während die glücklich wieder vereinigte Marktgesellschaft, noch um einige Glieder vermehrt, im Strahl der hohen Mittagssonne mit dem gekauften Vieh, eine richtige kleine Karawane, gemächlich von Dorf zu Dorf und über den Waldhang des Seerückens hinaufzog, gab es viel zu schwatzen und zu erzählen. Jeder hatte auf dem Markt oder im Wirtshaus irgend eine kleine Geschichte erlebt, oder einen guten Witz gehört, den er nun mit mehr oder weniger Geschick den Nachbarn zum besten geben wollte. Immer wieder wurde daneben die gekaufte Viehware taxiert und gegeneinander abgeschätzt, wobei jeder einzelne sichtlich bestrebt war, sein neues Eigentum und damit auch seine Eigenschaft als Viehkenner in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Auch unser Rotspiegel fand ungeteilte Anerkennung; besonders der Unterhofer rühmte an ihm das gute Gangwerk und den geraden Rücken. Wenn an so einem Ochsli kein Geld mehr zu verdienen sei, so sollte man das Viehhalten von Staats wegen verbieten, behauptete er.

Ich meinerseits war mit unserem künftigen Stall- und Hausgenossen bereits in ein kleines Freundschaftsverhältnis eingetreten und gab mir alle Mühe, mir sein Zutrauen zu erwerben, indem ich nicht nur mittels einer dicht belaubten Haselstaude das Bremsen- und Fliegenpack sorgfältig von ihm abhielt, sondern ihn auch in angelegentlicher Unterhaltung über das Fremdartige seiner neuen Umgebung aufklärte und jede Besorgnis, betreffend die nächste Zukunft, durch beruhigende Mitteilungen bei ihm zu zerstreuen suchte. Mein Vater wiederholte von Zeit zu Zeit die vergnügliche Bemerkung, zehn Fränklein sei schon allein das wert, daß das Stierli die Bremsen so gut leiden könne. —

Als wir am späten Nachmittag von Mutter und Geschwistern sehnlich erwartet, ein wenig müde und abgeschlagen, aber mit gutem Mut zu Hause ankamen, war das erste, was mein Vater tat, daß er dem Spiegel Joch und Geschirr auflegte und ihn an den unterm Scheunenvordach stehenden Gestellwagen spannte. Er zog die Hemmvorrichtung leicht an und fuhr die ziemlich steile Güterstraße hinan, die nach den Hausäckern hinaufführt.

Unser Ochse ließ sich wunderbar gut an. Er tat so gelassen und gleichgültig, als wenn es bis heute seine alltägliche Beschäftigung gewesen wäre, gebremste Wagen unsern Hausrain hinaufzuziehen. Ja, er machte sich so wenig aus der Arbeit, daß er sich so nebenbei an dem kurzen Grase gütlich zu tun suchte, das auf der wenig befahrenen Straße wuchs.

„Dieses hab' ich gerad' noch wissen wollen", sagte der Vater beim Ausspannen. „Jetzt weiß ich es. Das freut mich von allem am meisten, daß der Spiegel auch beim Schaffen kein bißchen nervös ist."

— Ende. —

Ueberblick über die Urgeschichte der Schweiz.

Nur zaghaft folgen wir Laien dem Altertumsforscher in die düsterdunkle Urzeit der Menschheitsgeschichte nach. Wenn wir ein erstes Mal hinuntersteigen in die Tiefe dieses Wissensreiches, ist uns zu Mute, wie dem, der durch die dunklen Gänge eines Bergwerkes dem unsicheren Scheine einer Laterne folgt; links und rechts läßt uns die Lampe des Forschers die Dinge undeutlich erkennen; aber gleich daneben ist nachtschwarzes Dunkel, und zusammenhanglos starren uns die Tatsachen aus der Erinnerung als ebensoviele Rätsel und Probleme an. Gewiß, wer sich nach dem ersten Versuch das Urteil bildet, den wird es weiter nicht gelüsten, sich mit Urgeschichte zu befassen. Es kann einer aber auch durch das Geheimnisvolle dieses Studiengebietes just angelockt werden, und diese erste Exkursion mag in ihm den Willen stärken, den Dingen näher und nahe zu kommen. Das kommt eben auf die Veranlagung des Laien ab; aber gewiß auch auf den Führer, der ihn geleitet. — Wir sind in der glücklichen Lage, auf eine Publikation aufmerksam machen zu können, die uns als Führer in die Urgeschichte unseres Landes vorzüglich geeignet erscheint. Wir meinen die kurze „Einführung in die Vorgeschichte der Schweiz", des Berners Dr. Otto Tschumi und des Neuenburger Dr. Paul Vouga, die die Verfasser im Auftrage der schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte im Verlag A. Francke, Bern, soeben haben erscheinen lassen. Im übrigen sei hier auf die zusammenfassenden Arbeiten des kürzlich verstorbenen Appenzeller Archäologen J. Heierli als selbstverständliche Quelle des Urgeschichtsstudiums verwiesen. Einen ausgezeichneten Ueberblick über den derzeitigen Stand der Urgeschichtsforschung findet sich auch im Werke des Berner Professors A. Göldi, das in der letzten Nummer dieses Blattes besprochen wurde.

* * *

Aus dem Schulgeschichtsbuche ist uns die Einteilung der Urgeschichte der Schweiz in drei, resp. vier Epochen geläufig. Wir wissen: die ersten Menschen, die ihre Spuren in der Schweiz zurückgelassen haben, hausten vorzüglich in Höhlen und verfertigten und brauchten steinerne Werkzeuge und Waffen; wir nennen sie kurzweg die Höhlenbewohner und ihre Kultur die Steinzeit. In dem uns näher gelegenen Teil dieser Kulturepoche, in der sogenannten jüngeren Steinzeit, lebten die Menschen nicht mehr als Jäger und unter den primitivsten Kulturbedingungen in Höhlen, sondern in selbstgebauten Wohnungen, zumeist in Pfahlbauten auf seichten Mit-